

**Institutionengeschichte als Geschlechtergeschichte:
Neue Perspektiven auf das Verhältnis von Wissen und *gender***

Workshop und Studientag

Einführung: Institutionen und *gender*: Zum Verhältnis von Geschichte, Theorie und Politik
Anita Traninger (Freie Universität Berlin)

20. Mai 2014

Ich begrüße Sie alle sehr herzlich zu unserem Workshop und Studientag zu Institutionengeschichte als Geschlechtergeschichte: Neue Perspektiven auf das Verhältnis von Wissen und *gender*, in dessen Rahmen wir uns mit drei Begriffen auseinandersetzen wollen, die der Titel ja schon zusammenfasst: Institutionen, Wissen, und *gender*.

Ich selbst bin Literaturwissenschaftlerin mit einem Schwerpunkt in Rhetorik- und Wissensgeschichte und will daher gewiss, allein schon von meinen methodischen Zugriffsmöglichkeiten her, keine Institutionensoziologie betreiben. Allerdings ergibt sich die Auseinandersetzung mit dem Begriff der Institution nachgerade zwingend aus dem, wie ich meine, dass der Begriff des Wissens zu verstehen ist. Wenn man Wissen in seiner Doppelnatur als Prozess und Produkt betrachtet und im Sinne der jüngeren *science studies* nicht allein auf propositionale Gehalte, sondern zudem auf ein Gefüge von Praktiken, Regeln, Aushandlungsprozessen und Geltungsbedingungen abstellt, die intrinsisch mit jeder Wissensproduktion verbunden sind, dann schieben sich automatisch die Institutionen ins Bild. Als auf Stabilisierung gepolte Arrangements normieren und verstetigen Institutionen jene Sets von Praktiken, Prozeduren, Habitus, Zugangscodes und Hierarchieformationen, die Wissensproduktion ebenso wie Wissenstradition zugrundeliegen.

Die Wissenschaft selbst hat lange Zeit mit einigem Aufwand versucht, die Spuren ihrer Genese in ihren schriftlichen Ergebnissen zu tilgen: Nennen wir das Strategien der Deindexikalisierung.¹ Charakteristisch dafür ist zum Beispiel – um bei meinem Leitmedium des Textes zu bleiben – die Ersetzung eines konkreten Textsubjekts durch eine abstrakte Äußerungsinstanz. Noch bis vor wenigen Jahren kam es im deutschen wissenschaftlichen Diskurs einem Sakrileg gleich, ‚ich‘ zu schreiben. Und auch heute noch nimmt man zu Passivkonstruktionen und – immer noch – dem akademischen Plural Zuflucht, um das

menschliche Agens auszublenden. Wissenschaftliches Schreiben zeigt also eine Tendenz, die Spuren seiner Genese zu tilgen und die Bedingungen seiner Existenz zu verschleiern.

„Die weitgehende Tilgung von Spuren eines lebensweltlichen Äußerungskontextes und die Reduktion des Äußerungssubjekts zur bloßen grammatischen Funktion“, so formuliert Bernd Häsner, „soll klar alles Kontingente und bloß Akzessorische des Diskurses ausschalten, seine Ökonomie und logische Transparenz gewährleisten und vor allem sicherstellen, dass seine propositionalen Gehalte universelle oder jedenfalls über einen spezifischen Redeanlass, einen Redekontext [und natürlich ein bestimmtes Redesubjekt, meine Anm.] hinausreichende Gültigkeit beanspruchen können.“

Nun sind allerdings, so Häsner weiter, auch die Strategien der Indexikalitätsreduktion gerade in ihrer forcierten Abweichung vom ‚normalen‘ Sprachgebrauch indexikalisch: sie verweisen auf das, was sie aussparen: auf soziale, mentale und ethische Dispositionen, die, ohne selbst im wissenschaftlichen Diskurs zu figurieren, doch grundlegende Bedingungen seiner Gültigkeit darstellen.

Es ist genau diese Konstellation von Negation und den dadurch stets mitproduzierten Verweis auf das Ausgesparte, die das Verhältnis von Wissensinstitutionen und *gender* kennzeichnet.

Bildungsinstitutionen haben sich im Okzident traditionell über geschlechtliche Segregation konstituiert – die Gemeinschaft der Gelehrten war traditionell und bis in das 20. Jahrhundert eine Gesellschaft ohne Frauen. Und nicht nur das, es handelte sich um eine Vergemeinschaftung in expliziter Negation des Weiblichen. Diese radikale Exklusion wird gegebenenfalls beiläufig legitimiert, insgesamt aber naturalisiert und beschwiegen. Die Männergesellschaft von Universität, Schule, Akademie und – wie uns Christina Schaefer heute zeigen wird – unter dem Bildungsvorzeichen auch der Familie führt seinen *unmarked state*, das Weibliche, freilich stets mit, weil es die Kontrastfolie ist, gegen die sich die Institution allererst formiert.

Lange Zeit war der präferierte Ansatz für die Kritik an diesen historischen Selbstverständlichkeiten, Frauen in der Geschichte gelehrter Institutionen sichtbar zu machen. Damit fokussierte die Forschung notwendig auf jene relativ raren Fälle, in denen Frauen

Zugang zu Institutionen erkämpften oder aber sich alternative Räume für gelehrte Kommunikation schufen.

Dass die Institutionen über den Ausschluss der Frauen hinaus freilich sich nicht genderneutral konstituiert haben, sondern vielmehr gerade durch ihre Homosozialität einen geschlechtlichen Index tragen, wurde bisher nur in Ansätzen beleuchtet. In jüngster Zeit wurde den Praktiken, Habitus, Traditionen und Ritualen von Universitäten und Schulen gesteigertes Forschungsinteresse zuteil. Wie sie mit der spezifischen *genderedness* dieser Institutionen zusammenhängen, ist bisher aber noch kaum diskutiert worden.

Warum es um das Verhältnis von Wissensinstitutionen und *gender* noch immer kein unproblematisches ist, dafür liefert die Institutionensoziologie im engeren und die Theorie der Institutionen im weiteren Sinn recht konkrete Anhaltspunkte.

Peter Berger und Thomas Luckmann haben in *The Social Construction of Reality* von 1966 die Bedeutung der Habitualisierung herausgestrichen. Habitualisierung im Sinne der Musterwiederholung gewährleiste, „that the action in question may be performed again in the future in the same manner and with the same economical effect“.² Diese Reproduktionsgarantie ist es, die Habitualisierung oftmals am Beginn von Institutionalisierung sehen lässt. Dennoch sind Institutionen keine Spontangenerationen, und sich entwickeln sich nicht utilitaristisch „in response to societal needs or goals“ (1966: 54). Schließlich gibt es immer jemanden, der von einem institutionellen Arrangement profitiert, eine Elite. Diese Elite wiederum trägt für die Valorisierung der Institution Sorge, indem der direkte Nutzen, den sie aus ihm zieht, durch eine legitimierende Ideologie, die häufig auf einen vermeintlichen gesamtgesellschaftlichen Vorteil abzielt, verschleiert wird.

Institutionen sind ihren Mitgliedern schließlich nur scheinbar äußerlich. Anthony Giddens hat hervorgehoben, dass Institutionen von den Akteuren, die sie zuallererst konstituieren, internalisiert werden. Das fasst er in seinem Begriff der *structuration*, womit die simultane Konstitution von Akteuren (agents) und Strukturen (structures) gemeint ist (Giddens 1984: 25f.).

Institutionen sind mithin

- auf Reproduktion, Habitualisierung und Stabilisierung gepolt

- sie bedienen nicht auf eine rationale oder ‚gerechte‘ Weise allgemeine soziale Bedürfnisse
- sie sind für eine bestimmte Gruppe profitabel und bemänteln diese spezifische Profitabilität durch eine Ideologie des Universalnutzens
- sie werden von Akteuren konstituiert und zugleich von ihnen verkörpert

Diese wenigen definitiven Momente – die Institutionentheorie hat in ihren Definitionsansätzen natürlich weitere Aspekte diskutiert, von der langen Dauer über die Sozialität, Verhinderungs- und Ermöglichungsmechanismen, Konflikthandhabung bis zu Machtstrukturen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann – zeigen an, dass es allgemeine Merkmale institutioneller Organisation sind, die den Bildungsinstitutionen zukommen und die dafür sorgen, dass das asymmetrische geschlechtliche Arrangement auf lange Frist fortbesteht, und zwar auch dann, wenn auf der Ebene der Selbstbeschreibungen, der Statuten und Programmatiken auf Gleichstellung umgestellt wird.

Umgekehrt hat sich die Institutionentheorie selbst nicht eben darum verdient gemacht, den *gender*-Aspekt systematisch einzubauen. Geschlecht figuriert zwingend an der Systemstelle einer der zentralen institutionellen Logiken moderner Gesellschaft, der Familie, aber eine systematische Verortung der Geschlechterrelation als ein Konstituens aller institutionellen Organisation fehlt meines Wissens völlig.

Patricia Yancey Martin hat in einem Aufsatz von 2004 den Vorstoß gemacht, Geschlecht selbst als Institution zu definieren;³ in der Tat kann sie alle der oben genannten oder auch nur gestreiften Kriterien glaubwürdig anlegen. Doch scheint es mir, also ob damit gerade erst recht wiederum die *genderedness* von Institutionen insgesamt als Forschungsproblem ausgehebelt wird, wenn Geschlecht gleichsam als separates institutionelles Phänomen behandelt wird.

Die Schwierigkeit im Theoretisieren von *gender* im Institutionenkontext betrifft freilich nicht nur die traditionellen Denkschulen.

Die Actor Network Theory, die derzeit jüngste, wenngleich, wie man hört schon wieder im Abklingen begriffenen Theoriemodus (so wird ja auch rituell immer versichert, wenn den Avantgarden die Exklusivität davonschwimmt), versucht ja, die ‚messiness‘ des (zunächst naturwissenschaftlichen) Forschungsprozesses analytisch in den Griff zu bekommen,

betrachtet mithin prominent Phänomene, die von anderen Schulen als Institutionen konstruiert werden.

Dafür werden Prozesse als Netzwerke aufgefasst, in denen allen ‚Beteiligten‘ Akteursstatus zukommt, von den Wissenschaftlern bis zu der Materialität der Laborausstattung. Doch auffällig ist, dass die ANT, so das mittlerweile etablierte und präferierte Kürzel, lieber und leichter der Kammuschel und dem Fischerbot Akteursstatus und *agency* zuweist als *gender* als Analysekategorie überhaupt nur zu streifen.

Erst 2012 erschien ein erster, verdienstvoller Aufsatz von Andrea Quinlan im *International Journal of Actor-Network Theory and Technological Innovation*, der mit seinem Titel allerdings schon indiziert, dass hier etwas nachgerade Utopisches versucht wird: „Imagining a Feminist Actor-Network Theory“.⁴ Die Fallstudie, über die die Theoriefusion stattfinden soll, ist jene des sexuellen Übergriffs, von Männern auf Frauen. Damit implizit der Aufsatz die Eingrenzung theoretischer Ambition auf einen Fall, in denen weibliche Geschlechtsnatur und gewalthafte Sexualrelation im Spiel ist.

‚Gender‘ wird in dem Aufsatz als ein Ausfluss der „Feminist Standpoint Theory“ gekennzeichnet, und Autorschaft, Thema und Titel des Aufsatzes zeigen in aller Deutlichkeit, dass die Zuständigkeit für das Thema an die ‚Betroffenen‘, die Frauen, zu delegieren ist.

Die ANT befindet sich damit auf einer regressiven Entwicklungsstufe, indem sie sich – ganz wie die ältere Institutionengeschichte des Wissens – von gender-Theorien weitgehend unbeleckt zeigt, es sei denn, es finden sich a) Frauen, die das Thema bearbeiten und b) Fallstudien, in denen Frauen als Akteure markiert werden können.

Gender, das sind immer noch Frauen. Friederike Hassauer hat in ihrer Wiener Antrittsvorlesung, erschienen 1994, also vor 20 Jahren, unter dem Titel „Homo.Academica. Geschlechterkontrakte, Institution und die Verteilung des Wissens“ den *gender turn* als damals 25 Jahre vorausliegenden Paradigmenwechsel adressiert. Der Blickwechsel hin zu *gender*, so Hassauer, „erzwingt eine symmetrische Zuschreibung von Genuspezifisierung auf beide Geschlechter“.⁵ Die disziplinäre Konsequenz: von der Frauenforschung zu den *Gender studies*. In eben diesen, den *Gender studies*, wurde der *shift* natürlich vollzogen; doch ansonsten scheint mir der *gender turn* – der im übrigen in Doris Bachmann-Medicks

einflussreichem kleinen Handbuch zu den *Cultural Turns* völlig fehlt – zwar konzeptuell einen Wandel gebracht zu haben, nicht aber in der Forschungspraxis. *Gender studies* sind immer noch weitgehend gebunden sowohl an Frauen als Akteure als auch an Frauen als Themen.

Das hat natürlich damit zu tun, dass weder die Frauenbeteiligung noch das *gender*-Konzept als Theorie sich in der Langfristtransformation der Bildungsinstitutionen im Sinn iterierender Transfers ergeben hat, sondern dass sie vielmehr durch Systemstörung von außen hineinreklamiert worden sind.

Gemeinsam mit Cornelia Klinger und anderen habe ich vor gut sechs Wochen eine Konferenz in Wien veranstaltet. Der Titel war, ein wenig polemisch, „Die Zerstörung des Wissens“, Thema die Frage, wie sich die Bestimmung und Funktion von Wissen unter dem Vorzeichen von Digitalisierung und Ökonomisierung verändern.

Lawrence Lessig argumentierte dafür, dass Wissen periodisch aussortiert, zerstört werden müsse. Die Grundüberzeugungen noch des 19. Jahrhunderts hätten sich immerhin durchweg als falsch erwiesen: Afroamerikaner haben eben doch die gleichen intellektuellen Fähigkeiten wie sogenannte Weiße, und Frauen seien eben doch nicht zu emotional, um zu Wahlen zugelassen zu werden. Die Wissenschaft habe ihre früheren Positionen aufgegeben – zerstört – um diesen neuen Erkenntnissen Rechnung zu tragen.

Cornelia Klinger beeinspruchte das, indem sie darauf hinwies, dass keineswegs die Wissenschaft aus eigenem Antrieb in den Revisionsprozess eingetreten war, sondern dass es feministische und Bürgerrechtsbewegungen waren, die Rechte eingefordert hatten, und dass erst in deren Gefolge die institutionalisierte Wissenschaft methodisch abgesicherte Erklärungen generierte.

Das sagt uns zum einen etwas über die Beharrungskraft von Institutionen, dass sie nämlich von ihrer Konfiguration her auf Repetition und Stabilisierung gepolt sind und ihnen Innovation in der Regel passiert, unterläuft, sich gegen alle Absicherungen manifestiert. Die Jahrestagung des SFB 980, der Hinweis sei an dieser Stelle erlaubt, widmet sich dieses Jahr (3.-4. Juli 2014) genau dieser Frage: wie die institutionelle Stabilisierungspraxis der

Wiederholung als Iteration aufzufassen ist, was bedeutet, dass durch Wiederholung selbst auch Wandel hervorgebracht werden kann.

Zum anderen verweist dies auf die Verschwisterung von gender-Theorie und Politik. Der politische Akt des Erkämpfens von Gleichstellung ist zum einen unter veränderten Vorzeichen immer noch notwendig, doch ist er auch als Konnotation in die mittlerweile institutionalisierten *Gender studies* eingegangen. Es ist eine interessen geleitete Forschungsrichtung, eine, die immer die politische Faust durchschimmern lässt, und immer noch nicht ‚normal science‘.

Gender ist immer noch ein Partikularproblem, gefällig eingehegt in abgezielten Studiengängen, großzügig zugelassen in die Studienordnungen unter dem Vorzeichen der Systemakkreditierung, aber kein selbstverständlicher Zugriff auf historische Gegenstände. Dies wird umso stärker konturiert, wenn man auf die Karrieren von Ansätzen wie der Dekonstruktion und des Poststrukturalismus blickt, die sich den grundlegenden Setzungen institutioneller Rationalität nicht nur entzogen haben, sondern aktiv gegen sie opponiert haben – und dennoch wurden sie im Sinne des institutionellen Omnivoritätsprinzips in entradikalisierten, operationabel gemachten Aspekten Teil des Theorie-Mainstream: Die Universität hat sich ihre Opponenten immer schon einverleibt. Im Fall der Gender-Frage hat sie dies auf eine andere Art und Weise getan: sie hat sie hereingelassen, hat sie aber nicht über die weibliche Verkörperung hinauswachsen lassen.

Jochen Hörischs viel gelesene „Theorieapotheke“ zeigt in aller Deutlichkeit, wie es um *gender* außerhalb der *gender studies* bestellt ist. Während von Analytischer Philosophie bis Zivilisationstheorie jeder nur denkbare Ansatz „der letzten fünfzig Jahre“, wie es auf dem Titelblatt heißt, auf seine Brauchbarkeit und Anwendbarkeit auf alle möglichen Forschungsfragen geprüft werden, beschränkt sich die Diskussion von „Feminismus/Gender Studies“ (wieder: die Terminologie ist angekommen) auf ihre gesellschaftstransformierende Kraft – oder eben ihr diesbezügliches Scheitern.⁶

Was ist also zu wünschen: Ein großer Schritt wäre getan, wenn die *genderedness* historischer Konstellationen ein selbstverständlicher Topos im Interpretationsbaustein historischer Forschung wäre, ein selbstverständlicher Teil des Fragerasters, mit dem Phänomene aufgeschlüsselt werden, unabhängig davon, ob sich auf den ersten Blick Frauen als Akteure

manifestieren. *Normal science*, wer hätte das gedacht, ist die Utopie, auf die es hinzuarbeiten gilt.

Dank

Zuerst ist der Frauenbeauftragten des Fachbereichs Philosophie und Geisteswissenschaften, Sophie Mittag, zu danken, die mit ihrer jährlichen Auslobung der Leistungsbezogenen Mittelvergabe für Gleichstellung den Anstoß für die Entwicklung des Konzepts für diese Veranstaltung gegeben hat. Dass das Projekt dann zur Förderung ausgewählt wurde, dafür danke ich ihr an dieser Stelle ganz herzlich.

Zweitens haben sich drei Einrichtungen als Kooperationspartner zusammengefunden, die die Veranstaltung dankenswerterweise nicht nur ideell, sondern mit konkreter Zusammenarbeit in der Vorbereitung, der Bewerbung und der Durchführung unterstützt haben. Es sind dies das Interdisziplinäre Zentrum für Geschlechterforschung, das Interdisziplinäre Zentrum Mittelalter – Renaissance – Frühe Neuzeit und der Sonderforschungsbereich 980 „Episteme in Bewegung. Wissenstransfer von der Alten Welt bis in die Frühe Neuzeit“, der uns heute auch so gastlich aufgenommen hat.

Schließlich will ich Ihnen noch mein Team vorstellen. Judith Kretzschmann ist wissenschaftliche Mitarbeiterin in meinem Einstein-Projekt zur Genealogie des Begriffs der Unparteilichkeit, sie sollte nach der Mittagspause den Diskussionsvorsitz übernehmen, ist leider krank und kann daher leider heute nicht dabei sein. Martin Urmann, er ist Post-doc in meinem Teilprojekt im SFB 980 zur Frage (und insbesondere der Preisfrage) als epistemischer Gattung, wird daher den gesamten Nachmittag moderieren.

Für die Organisation verantwortlich war Lisa Müller, viele von Ihnen haben mit ihr ja bereits korrespondiert oder sich für heute angemeldet; dass der Tag heute reibungslos ablaufen kann, darin unterstützen sie Ramona Huber und Simon Godart. Ihnen allen ein herzliches Dankeschön für das außerordentliche Engagement, mit dem sie sich in der vielfältigen Aufgaben, die vor und während einer solchen Veranstaltung anfallen, angenommen haben.

-
- ¹ Die folgenden Überlegungen stützen sich auf Bernd Häsner, „Indexikalität und Indexikalisierung. Überlegungen zur literaturwissenschaftlichen Relevanz eines sprachphilosophischen und wissenschaftstheoretischen Konzepts“, in: *Im Zeichen der Fiktion. Aspekte fiktionaler Rede aus historischer und systematischer Sicht. Festschrift für Klaus W. Hempfer zum 65. Geburtstag*, Stuttgart 2008, S. 67-84.
- ² Berger, Peter L. und Thomas Luckmann, *The Social Construction of Reality: A Treatise in the Sociology of Knowledge*, Garden City, NY 1966, S. 52f.
- ³ Martin, Patricia Yancey, „Gender as Social Institution“, in: *Social Forces* 82/4 (2004), S. 1249-1275.
- ⁴ Quinlan, Andrea, „Imagining a Feminist Actor-Network Theory“, in: *International Journal of Actor-Network Theory and Technological Innovation* 4/2 (2012), S. 1-9.
- ⁵ Hassauer, Friederike, *Homo. Academica. Geschlechterkontrakte, Institution und die Verteilung des Wissens*, Wien 1994, S. 12
- ⁶ Hörisch, Jochen, *Theorie-Apotheke. Eine Handreichung zu den humanwissenschaftlichen Theorien der letzten fünfzig Jahre, einschließlich ihrer Risiken und Nebenwirkungen*, Frankfurt a.M. 2010, S. 125-146.